

beziehungswweise

SEPTEMBER 2019

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG

WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|--|--|
| <p>1 STUDIE Unbegleitete Kontakttreffen von Pflegekindern
Pflegeeltern als „Manager/innen“ von Besuchskontakten</p> | <p>6 STUDIE Das Rätsel der Ungleichheit
Historische Erbsitten und ihre sozialen Auswirkungen</p> |
| <p>5 THEMA Familienforschung mit n = 1
Ein Statistiker in Karenz</p> | <p>8 SERVICE termin: DGS Herbsttagung Familiensoziologie
publikation: Jedes dritte Kind nutzt täglich WhatsApp
termin: die möwe Fachtagung Sexuelle Entwicklung</p> |

STUDIE

Unbegleitete Kontakttreffen von Pflegekindern

Pflegeeltern als „Manager/innen“ von Besuchskontakten

VON SYLVIA WASSHUBER-HAAS

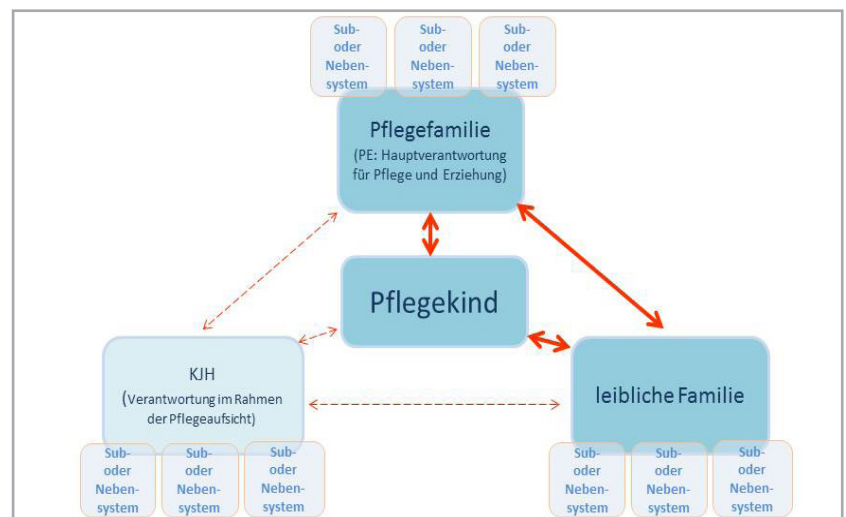
Der Großteil der österreichischen Pflegekinder erlebt regelmäßige „Kontakttreffen“, vormals Besuchskontakte, mit den leiblichen Eltern – in Wien sind dies etwa gut zwei Drittel von 1.567 Kindern (MAG ELF 2016: 48; Brousek 2010: 3). Zu Beginn des Pflegeverhältnisses werden diese Treffen meist von der Kinder- und Jugendhilfe (KJH) oder einem beauftragten Träger organisiert und auch begleitet. Nach einiger Zeit fällt die fachliche Begleitung aber meist weg, etwa wenn das Pflegschaftsverfahren abgeschlossen ist.

Dann obliegt die Koordination, Gestaltung und „Leitung“ der Treffen nach den vom Pflegschaftsgericht beziehungsweise der KJH vorgegebenen Rhythmen den Pflegeeltern – quasi in Vertretung der KJH, die aber mit der Pflegeaufsicht betraut bleibt. Diese erschöpft sich für die Pflegefamilien oft in einem jährlichen Hausbesuch, bei dem der Kontakt der KJH mit dem Kind im Vordergrund steht. Die in den Kontakttreffen neu zu übernehmende Verantwortung empfinden viele Pflegeeltern als große Herausforderung, speziell dann, wenn der

Entscheidung für die Volle Erziehung ein strittiges Gerichtsverfahren zugrunde lag.

Grafisch lässt sich diese Form der Kontakttreffen folgendermaßen darstellen:

Abbildung: Beteiligte in einem nicht professionell begleiteten Besuchskontakt



Quelle: Blandow 2006: 102-1, eig. Variation und Darstellung Wasshuber-Haas

Über die Studie

Eine explizite Forschung zu dieser Konstellation der Kontakttreffen war bisher ausständig. Dazu führte die Autorin eine Studie über Pflegeeltern als „Manager/innen“ von Besuchskontakten im Zuge einer Masterarbeit durch (Wasshuber-Haas 2017). Im Rahmen eines qualitativen Forschungsdesigns wurden sieben Wiener Pflegeeltern (davon ein Pflegeelternpaar im Doppel-Interview), deren Pflegekinder seit mindestens zwei Jahren professionell unbegleitete Kontakttreffen haben, per leitfadengestützter Interviews befragt. Der Erhebungszeitraum war 2016/2017. Die Daten wurden mit der Methode der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2016: 97ff.) ausgewertet. Im Raum Wien wurde empirisch untersucht, unter welchen Rahmenbedingungen Kontakttreffen aus der Sicht von Pflegeeltern gelingen. Weiters wurde erforscht, wie die KJH – konkret die Wiener Pflegekinderzentren – indirekt zum Gelingen beitragen kann, etwa durch Vorbereitung der Beteiligten auf die ersten Kontakte („background“) und/oder durch laufende Unterstützung im Hintergrund („backup“).

Auf Basis der empirischen Ergebnisse wurde auch ein Ansatz für ein 10-Punkte-Konzept beziehungsweise eine Checkliste entwickelt, die Fachkräften die Entwicklung von individuellen „Kontakttreffen-Designs“ erleichtern soll – auch dann, wenn die Hilfsbedarfe der Pflegefamilien der KJH nicht aktiv kommuniziert werden.

Die befragten Pflegeeltern stufen das Gelingen dieser recht frei gestaltbaren Kontakttreffen mit einer Ausnahme als derzeit hoch bis sehr hoch ein. Als Gradmesser zogen die meisten Interviewten das Verhalten ihres Pflegekindes bei und nach dem Kontakttreffen heran. Allerdings unterlag dieser Erfolg meist einem längeren Prozess – etwa für die Annäherung der involvierten Familien.

Zusammenspiel vieler Faktoren

Für das Gelingen von Kontakttreffen ist eine Kombination mehrerer „äußerer“ und „innerer“ Rahmenbedingungen sowie ausreichende Unterstützung durch die KJH erforderlich. Erstere lassen sich mit der Kurzformel „Zeit, Ort und Personen“ zusammenfassen: In zeitlicher Hinsicht wirkt bei unbegleiteten Kontakttreffen zunehmende Routine förderlich, ebenso wie eine etwa monatliche Frequenz und ein auf den Alltag der Pflegefamilie abgestimmter Zeitpunkt und -rahmen. Weiters zeigte sich, dass gelingende Kontakte mit einer altersmäßig frühen Aufnahme des Kindes in der Pflegefamilie korrelieren. Die Dauer der Treffen wird zwar von der KJH oder dem Pflegschaftsgericht vorgegeben, jedoch

auch je nach Stimmung flexibel gehandhabt, was sich laut Interviews positiv auswirkt.

Als Kontaktort bietet sich ein öffentlicher Raum mit genügend Platz und Programm-Möglichkeiten an, wie etwa ein Tierpark oder ein größerer Spielplatz. Bei sehr gutem Einvernehmen zwischen den Familien kommt auch der Wohnort der leiblichen Familie in Frage.

Als auflockernd und förderlich wird die in der gesichteten Literatur kaum besprochene Teilnahme eines größeren Personenkreises als die Basis-Triade Pflegeeltern – Pflegekind – leiblicher Elternteil empfunden. In Frage kommen zum Beispiel (Halb-) Geschwister, Großeltern oder entferntere Verwandte. Durch den so entstehenden „Party-Charakter“ oder das „Tohuwabohu“, wie es Pflegeeltern ausdrückten, könnte man auch Personen treffen, mit denen sich das Pflegekind im Einzelsetting kaum zurechtfinden würde. So kann es dennoch erleben, dass es früheren Bezugspersonen weiterhin wichtig ist. Speziell Parallel-Kontakttreffen gemeinsam mit der Pflegefamilie eines leiblichen Geschwisterkindes des Pflegekindes können eine entspannte Atmosphäre schaffen, wenn alle Beteiligten damit einverstanden sind. Der große Vorteil dabei wäre, dass das Risiko eines kompletten „No-Shows“ (niemand von der leiblichen Familie taucht auf) und die damit verbundene Enttäuschung beim Pflegekind reduziert werden.

Die inneren Rahmenbedingungen

Die Existenz und Bedeutung „innerer“ Rahmenbedingungen hat sich in der Forschung bestätigt. Diese werden durch innere Zustände der am Kontakttreffen beteiligten Personen definiert und sind prozesshaft und situationsbedingt zu sehen. Daher bieten sie eine laufende Reflexionsfläche sowie Ansatzpunkte für die Unterstützung durch die KJH. Förderlich wirkt sich ein wertschätzendes Verhältnis der Familien zueinander aus, wodurch für das Kind das Bild einer Art Patchworkfamilie entstehen kann. Dieses Ergänzungsfamilienkonzept von Kötter und Cierpka (1997: 75) wird nach persönlicher Erfahrung der Verfasserin auch in Wiener Pflegeelternaus- und -weiterbildungen vermittelt. Eine Pflegemutter fand berührende Worte für die gemeinsame Elternschaft: „Samantha (Pseudonym) ist UNSERE Tochter, das spüre ich emotional, aber ich habe das Privileg, mit ihr zu leben.“

Hilfreich für die positive innere Haltung der Pflegeeltern gegenüber den leiblichen Eltern ist eine klare Differenzierung zwischen den Personen und deren Nicht-Erziehungsfähigkeit in der Vergangenheit. Konkret drückt sich diese Haltung dann zum

Beispiel dadurch aus, wenn die leiblichen Eltern beim Treffen von den Pflegeeltern als „Mama und Papa“ bezeichnet werden.

Ein zentraler Faktor für das Gelingen ist auch das subjektive Sicherheitsempfinden aller Beteiligten, das durch Klarheit – für die Pflegeeltern etwa hinsichtlich der Langzeitperspektive des Pflegeverhältnisses, für das Pflegekind durch fixe Rituale beim Kontakttreffen – verstärkt wird. Entscheidend sind auch soziale Kompetenzen der Pflegeeltern, zum Beispiel der Umgang mit Nähe und Distanz oder mit Grenzen bei Zugeständnissen. Diese können sich etwa beim Umgang mit kulturellen Unterschieden zeigen.

Leibliche Eltern leisten ihren Beitrag durch Verlässlichkeit, kindgerechten Umgang mit dem Pflegekind sowie Unterlassung jeglicher Beeinflussung des Kindes. Eine entspannte und einsichtige Haltung zur Vollen Erziehung sowie ein gar nicht so seltenes, positives Feedback an die Pflegeeltern (etwa: „Mit euch haben wir einen Lottosechser gemacht!“) tun ein Übriges.

Eher negativ können sich dagegen strittige Verfahren vor dem Pflugschaftsgericht auswirken, dies auch längerfristig. Mehrere Pflegeeltern gaben auch an, dass ein Rückführungsantrag der leiblichen Eltern ihre großzügige Haltung mindern und auch das Pflegekind belasten würde.

Unterstützung durch die Kinder- und Jugendhilfe

Und wie kann die KJH aus Sicht von Pflegeeltern zum Gelingen von Kontakttreffen beitragen, bei denen sie gar nicht anwesend ist? Essenziell ist eine wertschätzende, unparteiische Grundhaltung allen Beteiligten gegenüber sowie deren Vorbereitung auf die Treffen. Weiters wünschen sich Pflegeeltern einen sanften, moderierten Übergang zu den unbegleiteten Kontakttreffen, ein immer offenes Ohr sowie rasche Problemlösungskompetenz bei Anliegen der Beteiligten – und explizit auch eine spezielle Vorbereitung und Betreuung hinsichtlich der Leitung der Treffen. Die dabei erlebte Teil-Übernahme der Sozialarbeiter/innen-Rolle durch die Pflegeeltern wird von mehreren Pflegeeltern deutlich und eher negativ („umgehängt bekommen“, „ins kalte Wasser geschmissen“) angemerkt. Dieser Aspekt wurde in der gesichteten Literatur nicht gefunden, trat aber bei den Interviews klar zutage. Diese neue Erkenntnis war auch ein Ausgangspunkt für den erwähnten Konzeptentwurf.

Weniger belastend finden Pflegeeltern den organisatorischen Teil dieser Vertretungsrolle, auch

wenn dieser bisweilen ein ausgeklügeltes Zeitmanagement erforderlich macht, zum Beispiel bei der Verhinderung von zeitgleicher Anwesenheit aktueller und früherer Lebenspartner/innen von leiblichen Eltern. Dafür sind die Bestimmung von Zeit, Ort und teilnehmenden Personen variabler gestaltbar als bei fachlich begleiteten Treffen in den Räumlichkeiten der KJH, was als eine Art positive Emanzipation erlebt wird.

Überfordernd kann aber die Übernahme des „psychosozialen Teils“ dieser Rolle wirken, wie zum Beispiel das Setzen von Grenzen bei gänzlich unpassendem Verhalten einer/s Beteiligten oder gar der Abbruch eines Kontakttreffens. Denn hier kann sich bei Pflegeeltern ganz schnell ein Rollenkonflikt zwischen „kooperativer, verständnisvoller Ergänzungsfamilie“ und „Vertretung der Sozialen Arbeit“ entwickeln – sozusagen ein Blitzwechsel von der Rolle des „good cop“ zu jener des „bad cop“. So gesehen scheint hier das klassische Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle (doppeltes Mandat der Profession der Sozialen Arbeit) in abgewandelter Form auf die Pflegeeltern mitübertragen zu werden.

Als weiteres Dilemma empfinden Pflegeeltern eventuelle Einblicke in das Privatleben leiblicher Eltern im Rahmen ihrer Rolle als Vertretung der KJH. Ein Pflegevater berichtete etwa, dass ihn das Wissen von einer „Schauwohnung“ der leiblichen Eltern belastete, welche diese bei Besuchen der KJH präsentierte. Tendenziell entstehen eher Solidarisierungseffekte mit den leiblichen Eltern, als dass eventuell relevante Informationen an die KJH weitergegeben werden.

Bei aller Kooperationsbereitschaft und guter „Chemie“ zwischen den beiden Familien stellt sich bei fachlich unbegleiteten Treffen eben auch die Frage nach Abgrenzung von allzu viel Verbindlichkeit. Diese Problematik offenbart sich etwa beim Umgang mit Nähe und Distanz (zum Beispiel Du-Wort, telefonische Zwischendurchkontakte et cetera), der als ständige Gratwanderung erlebt wird.

Unterstützung konkret: Entwurf eines Leitfadens

Um das mehrfach geäußerte Unbehagen von Pflegeeltern für diese Kontaktform zu mildern, ließ sich ein Leitfaden durch und für die KJH erstellen. Der folgende, erste Überblick über mögliche zehn checklistartige Elemente könnte Sozialarbeiter/innen der KJH im Rahmen einer Fortbildung präsentiert werden und als Diskussionsgrundlage für die Ausarbeitung von Details mit Vertreter/innen aller Beteiligten dienen.

Zur Autorin

Sylvia Wasshuber-Haas ist Betriebswirtin, Handelswissenschaftlerin und Sozialarbeiterin. Seit April 2018 ist die Journalistin und Mutter von drei Söhnen sowie eines Pflegesohnes beim VertretungsNetz als Bewohnervertreterin tätig.

Anzumerken ist, dass sich die Verfasserin als Pflegemutter und Forscherin in einer Doppelrolle befand. Daher wurde laufend – auch intervisitorisch im Rahmen einer Peergroup – reflektiert, ob bei der Interpretation auch Eigenanteile mitschwingen. Ziel war, trotz eigener Motivation und des Einfließens eigener Erfahrungen – etwa in die Erstellung des Leitfadens – ein intersubjektives Ergebnis zu erzielen, das die Perspektiven mehrerer Pflegeeltern hinsichtlich der Forschungsfragen abbildet.

1) Sanfte Einleitung des Themas unbegleitete Kontakttreffen durch die KJH, um Überraschungen der Beteiligten zu vermeiden. Vermeidung des oft praktizierten „automatischen“ Endes der professionell begleiteten Kontakttreffen nach Abschluss eines pflegschaftsgerichtlichen Verfahrens.

2) Spezielle Gestaltung eines Vorgesprächs mit allen Beteiligten, in dem diese partizipativ mitwirken. Dabei sollte nicht nur Raum für Tipps zur praktischen Umsetzung, wie etwa hinsichtlich gut geeigneter Zeitpunkte und Kontaktorte sein, sondern auch für die Erforschung der Bedürfnisse des Pflegekinds (soweit dieses schon artikulationsfähig ist).

3) Entwicklung weiterer Formen der Partizipation aller Beteiligten, um deren Bedürfnisse sowie die von der KJH vermuteten Bedarfe zu integrieren. In diesem Rahmen werden Bereiche festgelegt, deren Gestaltung in der Eigenverantwortung der beiden Familien liegt (zum Beispiel Du-Wort, Extra-Treffen bei Anlässen des Pflegekinds), um die Beteiligten von der Vorstellung zu entlasten, man handle hinter dem Rücken der KJH.

4) Spezielle Vorbereitung der Pflegeeltern auf ihre Doppelrolle (begleitende Erziehende und Vertretung der KJH) und Bewusstmachung eines eventuellen Rollenkonflikts samt hilfreicher Hinweise. Fachlich unbegleitete Kontakttreffen sind zwar auch in der Pflegeelternaus- und -weiterbildung Thema. Diese liege laut Pflegeeltern aber bereits Jahre zurück und biete auch nicht für jede individuelle Konstellation ausreichende Antworten. Weiters könnte – so im Einzelfall aktuell – auch die Möglichkeit eines Parallel-Kontakttreffens mit Pflegefamilien von Geschwistern erörtert werden, um neben der Pflege der Geschwisterbeziehungen gegebenenfalls auch mehr Leichtigkeit in die Kontakttreffen zu bringen.

5) Erweiterung der – laut Pflegeeltern nicht in allen Fällen verwendeten – schriftlichen Vereinbarung zwischen den beteiligten Erwachsenen mit klarer Regelung ihrer Rechte und Pflichten in allen Belangen, etwa auch das erbetene Verhalten beim Kontakttreffen (keine Beeinflussung des Kindes durch leibliche Eltern hinter dem Rücken von Pflegeeltern).

6) Sanfte Gestaltung des Übergangs von begleiteten zu unbegleiteten Kontakttreffen. Sehr positiv wurde ein anfänglicher Wechsel von begleiteten und unbegleiteten Kontakttreffen beurteilt. Dadurch konnten anfängliche Unsicherheiten oder Schwierigkeiten rasch geklärt und Rahmenbedingungen verändert werden.

7) Festlegung eines Zeitplans mit fixen Terminen zwischen KJH und allen Beteiligten zusätzlich zum jährlichen Hausbesuch der KJH bei der Pflegefamilie. Denkbar wäre ein Jahresgespräch, für das die KJH alle Beteiligten routinemäßig für eine Bestandsaufnahme an einen Tisch holt. Dieses könnte für Austausch, Reflexion, gegenseitiges Feedback sowie zur Klärung nötiger Veränderungen genützt werden, die sich durch das jeweilige Alter des Pflegekinds ergeben. Ob Pflegekinder hier direkt involviert werden sollten, wäre zu diskutieren, ihr Feedback sollte jedenfalls Gehör finden.

8) Geplante Rückmeldungen der Pflegeeltern und der leiblichen Eltern an die KJH auch zwischen den Jahresgesprächen zur Vermeidung einer in Interviews angesprochenen „Entfremdung“ von der KJH und von Solidarisierungseffekten mit den leiblichen Eltern. Weiterhin sollen bei Bedarf spontane Termine möglich sein.

9) Fix etablierte Termine der KJH mit allen leiblichen Familienmitgliedern, deren Kind in einer Pflegefamilie lebt mit dem Hauptziel, das Interesse an den Kontakttreffen aufrecht zu erhalten und aufkeimende Konflikte früh abzufedern.

10) Rückversicherung an die Beteiligten, dass bei Belastungen ein temporärer oder längerfristiger Ausstieg aus den unbegleiteten Kontakttreffen sowie die Wiederaufnahme der professionellen Begleitung möglich sind.

Dieses Programm mag ob des Umfangs ambitioniert erscheinen und wäre wohl mit der aktuellen personellen Ausstattung der Wiener KJH nicht umsetzbar. Ein Commitment für entsprechende Investitionen wäre vonnöten, welches die insgesamt sehr professionelle Organisation des umfangreichen Unterstützungs- und Begleitangebotes in den Wiener Pflegekinderzentren um eine wichtige Facette bereichern würde. Denn laut Ergebnissen dieser Arbeit scheint es angezeigt, regelmäßig mit (kompletten) Pflegefamiliensystemen zu arbeiten, die gemeinsam professionell unbegleitete Kontakttreffen über die Bühne bringen. Dies entspricht auch den Forderungen in der gesichteten Literatur. ■

Kontakt

sylvia@wasshuber.at

Literatur

- Blandow, Jürgen (2006): Wie kann die Kooperation mit Pflegefamilien gestaltet werden? In: Heinz Kindler, Susanne Lillig, Herbert Blüml, Thomas Meysen, Annegret Werner (Hg.): Handbuch Kindeswohlgefährdung nach § 1666 BGB und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD). München: Deutsches Jugendinstitut e.V., S. 102-1–102-4.
- Brousek, Elisabeth (2010): Empirische Ergebnisse über Besuchskontakte von Wiener Pflegekindern. Wien: MAG ELF der Stadt Wien.
- Kötter, Sabine und Cierpka, Manfred (1997): Besuchskontakte in Pflegefamilien. System Familie, Vol. 10/1997, S. 75–80, Cham: Springer.
- Kuckartz, Udo (2016): Qualitative Inhaltsanalyse, Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim – Basel: Beltz Juventa, 3. Auflage.
- MAG ELF (2016): Jahresbericht 2015. Wien: Magistrat der Stadt Wien, MAG ELF – Amt für Jugend und Familie.
- Wasshuber-Haas, Sylvia (2017): Pflegeeltern als „Manager/innen“ von Besuchskontakten. Das intersubjektive Gelingen professionell unbegleiteter Besuchskontakte von Dauerpflegekindern mit ihren leiblichen Eltern. Mit einem Entwurf für ein Zehn-Punkte-Programm zur Unterstützung aller Beteiligten durch die im Auftrag der KJH tätige Profession der Sozialen Arbeit. Masterarbeit an der Donau-Universität Krems.

Familienforschung mit $n = 1$ *

Ein Statistiker in Karenz

VON ANDREAS BAIERL

Als Statistiker bin ich am ÖIF seit mehr als zehn Jahren in Projekte zu unterschiedlichsten Themen der Familienforschung involviert. Mit der ersten Schwangerschaft meiner Frau voriges Jahr wurden viele Themen, mit denen ich mich wissenschaftlich auseinandersetzte, angreifbar. Kurz zu meiner persönlichen Situation: Meine Frau und ich gelten mit über 40 Jahren beide als ältere Eltern, ich bin in Teilzeit beim ÖIF angestellt und darüber hinaus an der Uni als Lektor und als selbstständiger statistischer Berater tätig. Meine Frau ist als Ein-Personen-Unternehmerin (EPU) in Vollzeit selbstständig. Einige meiner „neuen“ Erkenntnisse, viele davon klingen im Nachhinein sehr logisch, möchte ich in diesem Artikel teilen.

Selbstständigkeit

Das Vereinbarkeitsthema stellte sich uns sehr bald nach Bekanntwerden der Schwangerschaft: Welche offenen Projekte und Aufträge muss meine Frau absagen oder verschieben, ab wann kann sie wieder Aufträge annehmen? Eine selbstständige Unternehmerin findet sich in einer völlig anderen Situation als eine werdende Mutter im Angestelltenverhältnis – mit Nachteilen, aber auch Vorteilen: Sie kann das Recht auf die Rückkehr an ihren Arbeitsplatz maximal bei sich selbst einfordern. Umgekehrt lässt sich eine selbstständige Tätigkeit meist sehr flexibel ausführen.

Notwendigkeit vs. Wahlfreiheit

Wir beschlossen, dass meine Frau zwei Monate vor und vier Monate nach der Geburt pausiert, anschließend mit der Arbeit von zu Hause aus beginnt und nach sechs Monaten wieder langsam auswärtige Aufträge annimmt. Ich werde nach vier Monaten für ein Jahr am ÖIF in Karenz gehen, reduziere meine Lektorentätigkeit stark und meine Selbstständigkeit etwas. Diesen Plan mussten wir aufgrund des EPU's meiner Frau sehr bald entwickeln. Wir konnten uns nicht völlig frei entscheiden, dafür war der Entscheidungsprozess einfacher und wir mussten ihn – obwohl nicht rollenbildkonform – nie rechtfertigen. Und als Vater bekam ich von Beginn an eine wichtige Rolle in der Betreuung.

Unser Plan ließ sich bis jetzt weitgehend umsetzen. Seit unsere Tochter sechs Monate alt ist, begleite ich meine Frau zu diversen Terminen. Ich erkunde gemeinsam mit unserer Tochter die nähere Umgebung, komme in den Arbeitspausen meiner Frau zum Stillen vorbei und lerne auf diese Weise unbekannte Orte kennen und gewinne Einblicke in ihren Berufsalltag. Nebenbei verbringen wir dadurch viel Zeit als Familie. Die Reaktionen der Auftraggeber/innen, Teilnehmer/innen und

Mitarbeiter/innen waren teilweise Erstaunen – aber immer positiv, auch wenn extra Stillräume organisiert werden mussten.

Der Haushalt

Die meisten Tage verbringen wir zu Hause, wo meine Frau und ich entweder abwechselnd arbeiten oder gemeinsame Zeit verbringen. Wenn möglich, versuchen wir unsere Arbeit während der Schlafzeiten unserer Tochter zu erledigen. Zeitliche Flexibilität ist hier sehr hilfreich. Interessant war, wie sehr sich mit der Geburt der Umfang der Haushaltstätigkeiten erhöhte: Die eigentlichen Betreuungsaufgaben machen neben Einkaufen, Kochen, Wäschewaschen, Zusammenräumen nur einen Teil meiner Tätigkeiten aus. In diesem Sinn klingen „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ und „Väterbeteiligung bei der Kinderbetreuung“ unvollständig. Und: Eine sinnvolle Väterbeteiligung kann meiner Erfahrung nach nur funktionieren, wenn man die gesamte Palette an Haushaltstätigkeiten eigenständig erledigen kann und die Partnerin auch bereit ist, die Verantwortung dafür zu teilen.

Mama first, Papa second

Obwohl meine Frau und ich in etwa gleich viel Zeit mit unserer Tochter verbringen und wir uns bis auf das Stillen alle Tätigkeiten teilen, ist die Bindung zwischen meiner Frau und meiner Tochter bedeutend stärker. Unser Kind hat noch nie geschrien, wenn ich es verlasse, beschwert sich aber regelmäßig, wenn seine Mutter geht. Zum Glück ist es meist von kurzer Dauer. Trotzdem darf man sich als Vater davon nicht verunsichern lassen, und die Blicke diverser Beobachter/innen solcher Szenen in der Öffentlichkeit muss man dezent übersehen, so wie von jener Frau in Salzburg, die besorgt zur Hilfe eilte, als unser Kind bei mir zu schreien begann und mich mit diversen guten Tipps versorgte.

Insgesamt genieße ich meine Karenz in vollen Zügen und freue mich, dass ich von Beginn an viel Zeit mit meiner Familie verbringen durfte. Meine Tage sind ausgefüllt, aber weniger stressig als vorher: Mit meinem Kind spielen, es wickeln, zusammenräumen und kochen braucht viel Zeit und Kraft, ist aber durchaus kontemplativ. Nebenbei in überschaubarem Ausmaß zu arbeiten – so wie diesen Artikel zu verfassen – und beruflich nicht komplett zu pausieren, empfinde ich als gute Ergänzung. ■

Kontakt

andreas.baierl@oif.ac.at



Der Autor mit seiner Tochter.

Zum Autor

Dr. Andreas Baierl, derzeit in Elternkarenz, ist Statistiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien.

* n = Anzahl der Testpersonen

Das Rätsel der Ungleichheit

Historische Erbsitten und ihre sozialen Auswirkungen

VON ANSELM HAGER

Warum sind manche Gesellschaften gleicher als andere? Weltweit diskutieren Gesellschaften über ökonomische und soziale Ungleichheit: Amerikaner protestieren gegen Washingtoner Eliten, Europäer wettern gegen „die da oben“. Selbst Wissenschaftler wie Thomas Piketty, die für gewöhnlich innerhalb von Fachkreisen diskutiert werden, wirbeln das Feuilleton mit Büchern über Ungleichheit auf. Und doch bleiben die Wurzeln von sozialer Ungleichheit bis dato unklar. Woher also stammt soziale Ungleichheit?

Ein Blick in die Geschichte

In einer neuen Studie, die im *American Journal of Political Science* erscheinen wird (Hager und Hilbig, in Druck), bieten wir eine neue und zugleich sehr alte Antwort an: Soziale Ungleichheit ist das Ergebnis ungleicher Erbsitten. Gesellschaften, in denen innerhalb von Familien gerecht vererbt wird, sind sozial gleich. Gesellschaften, in denen innerhalb von Familien ungleich vererbt wird, sind ungleich. Einfach ausgedrückt: Wenn Männer oder Erstgeborene das Erbe alleine antreten, dann forciert das soziale Ungleichheit.

Diese These ist nicht neu. Das zeigt ein kurzer Blick in die historische Literatur zu sozialer Ungleichheit. Schon während der Französischen und der Amerikanischen Revolution wurden unfaire Erbsitten als Keimzelle sozialer Ungleichheit ausgemacht. Revolutionäre wie Alexis de Tocqueville und Thomas Jefferson waren der Meinung, dass Gesellschaften den Reichtum innerhalb von Familien gerecht aufteilen müssten, um soziale Gleichheit zu realisieren. Das galt insbesondere für die Erbsitte Primogenitur, nach der das erstgeborene Kind (oft beschränkt auf den Sohn) das Erbe alleine antritt. Solch ungerechte Vererbung sei die Ursache dafür, dass die Aristokratie über Jahrhunderte ihre Machtstellung zementieren konnte, argumentierte de Tocqueville.

Im Jahr 1790 verboten die französischen Revolutionäre deshalb Primogenitur. Ziel der Revolutionäre war es, Gleichheit vor dem Gesetz zu erreichen. Dabei verfolgten sie zwei Vorhaben: Erstens wollte man Frauen unterstützen, denn diese durften nun erben. Zweitens spielte man der Aristokratie einen Streich, denn die großen Besitztümer mussten nun zwischen Kindern aufgeteilt werden. Vorbei die Zeiten, in denen Schlösser

in der Hand des ältesten Sohnes blieben. Folgerichtig beschwerte sich die französische Aristokratie lautstark, dass die Revolution Frankreich „de-paternalisiert“ hätte.

Regionale Unterschiede in Deutschland

Doch sind faire Erbsitten tatsächlich ein wirksames Mittel, Gleichheit zu schaffen? Um diese Frage zu beantworten, haben wir in unserer Studie Erbsitten in Deutschland untersucht. Konkret schauen wir uns landwirtschaftliche Erbsitten an. Deutschland bietet sich als Fallstudie an, weil Erbgepflogenheiten hier historisch von Gemeinde zu Gemeinde stark variierten. Das gilt insbesondere im Süden. In Baden-Württemberg gibt es hunderte von Gemeinden, die sich vor allem aufgrund ihrer historischen Erbsitten voneinander unterscheiden.

Sind Dörfer, in denen Familien gerecht vererben, sozial gleicher als solche, in denen Familien ungleich vererben? Bevor diese Frage beantwortet werden kann, muss zunächst darüber gesprochen werden, woher die Erbsitten stammen, denn die historischen Wurzeln der unterschiedlichen Erbvarianten sind umstritten. Historiker haben verschiedene Theorien entwickelt (vgl. Huppertz 1939). Eine „kulturelle“ Theorie argumentiert beispielsweise, dass faire Erbsitten ein Überbleibsel der Römer seien. Eine „politische“ Theorie argumentiert, dass faire Erbsitten sich dort entwickelten, wo Bauern Autonomie erlangen konnten. Und eine „ökonomische“ Theorie argumentiert, dass faire Erbsitten sich dort etablierten, wo die Profitabilität der Landwirtschaft eine Parzellierung von Grund und Boden erlaubte.

Die drei Theorien helfen, grobe regionale Unterschiede in Deutschland zu verstehen. So sind faire Erbsitten südlich des Limes in der Tat weiter verbreitet. Auch sind sie in Gebieten mit reichhaltigen Böden öfter anzutreffen. Dennoch: Erbsitten bleiben enorm vielfältig. In einigen deutschen Landstrichen, insbesondere in Baden-Württemberg, haben etliche benachbarte Gemeinden verschiedene historische Erbsitten – trotz ähnlicher kultureller, politischer und ökonomischer Begebenheiten. Somit ist Deutschland eine Art natürliches Labor. Dies erlaubt es, den Effekt von Erbsitten auf soziale Ungleichheit zu untersuchen.

Realteilung und Anerbenrecht

Wie aber misst man Erbsitten in deutschen Gemeinden? Wir nutzen in unserer Arbeit Daten aus dem „Atlas der Deutschen Agrarlandschaft“. In den 1950er Jahren führte der Agrarwissenschaftler Helmut Röhm eine Umfrage in 24.500 westdeutschen Gemeinden durch. Konkret fragte Röhm die Bürgermeister nach den historisch vorwiegenden Erbsitten in ihrer Gemeinde. Auf Basis dieser Daten konnte Röhm jeder Gemeinde entweder zuvorderst gerechte oder ungerechte Erbsitten zuweisen (oft Realteilung oder Anerbenrecht genannt). Diese Daten haben wir digitalisiert und systematisch auf die heutigen Gemeindegrenzen umgerechnet. Somit wissen wir für jede deutsche Gemeinde, ob Familien dort historisch fair oder unfair vererbt haben.

Und wie misst man soziale Ungleichheit in deutschen Gemeinden? Den französischen Revolutionären folgend, haben wir uns dazu entschlossen, Ungleichheit entlang der Geschlechts- und Klassen-Dimension zu messen. Konkret messen wir Gender-Gleichheit mithilfe des Anteils von Frauen in Kommunalparlamenten. Und wir messen Klassen-Gleichheit mithilfe des Anteils von Aristokraten in Rotary Clubs.

Auf Grundlage der Daten zu Erbsitten und sozialer Ungleichheit überprüfen wir in unserer Studie den Zusammenhang zwischen fairen Erbsitten und sozialer Gleichheit. Unsere Analysen zeigen, dass Gemeinden, in denen historisch gerecht vererbt wurde, tatsächlich bis zum heutigen Tage sozial gleicher sind: Fair vererbende Gemeinden wählen mehr Frauen in Kommunalparlamente, und gleichzeitig sinkt dort die Wahrscheinlichkeit, dass Mitglieder von Rotary Clubs adlige Namen tragen (der Effekt ist besonders stark für den sogenannten Ritteradel). Wir bestätigen also die französischen Revolutionäre: Faire Erbsitten haben tatsächlich soziale Ungleichheit verringert. Historisch bevorzugte soziale Gruppen – wie Adlige – verlieren an sozialem Status. Historisch benachteiligte Gruppen – wie Frauen – gewinnen an politischem Einfluss. Faire Erbsitten sind also ein sozialer „Gleichmacher“.

Erbsitten und ökonomische Ungleichheit

In einem letzten Schritt erforscht unsere Studie die Beziehung zwischen Erbsitten und ökonomischer Ungleichheit. Wichtig ist dabei: Ungleichheit von Einkommen ist etwas anderes als soziale Ungleichheit. Wohl aus diesem Grund sprachen die französischen und amerikanischen Revolutionäre selten über Einkommensungleichheit. Denn unterschiedliche Einkommen sind in einer Marktwirtschaft, wo Menschen nach Talent (und nicht nach Status) bezahlt werden, nicht unüblich.

Wie also stellt sich Einkommensungleichheit dar? Um Einkommensungleichheit auf der Gemeindeebene zu messen, nutzen wir Daten der deutschen Steuerbehörden aus dem Jahr 2014. Unsere statistischen Modelle zeigen dabei, dass faire Erbsitten Einkommensungleichheit verschärfen. Dieses Ergebnis ist erstaunlich. Es zeigt, dass faire Erbsitten zwar soziale Gleichheit fördern, nicht jedoch ökonomische. Es kommt zu einem „Bill-Gates-Effekt“: Wenn soziale Gruppenunterschiede nivelliert werden, kommen persönliche Talente stärker zum Vorschein. Und diese können in einer Marktwirtschaft durchaus ökonomische Ungleichheit verschärfen. Und so weist unsere Studie auf einen Trade-off zwischen sozialer und ökonomischer Ungleichheit hin. Es scheint, dass Gesellschaften die Wahl zwischen Pest und Cholera haben: ökonomische oder soziale Ungleichheit? ■

Kontakt

anselm.hager@gmail.com

Literatur

- Hager, Anselm; Hilbig, Hanno (in Druck): Do Inheritance Customs Affect Political and Social Inequality? In: American Journal of Political Science.
- Huppertz, Barthel (1939): Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen in Deutschland: ein Beitrag zur deutschen Bauerngeschichte. Bonn: L. Röhrscheid.
- Röhm, Helmut (1957): Die Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums in Baden-Württemberg. Remagen: Selbstverlag der Bundesanstalt für Landeskunde.

Vom Autor gekürzte und überarbeitete Version eines Artikels aus den WZB-Mitteilungen. Veröffentlicht mit freundlicher Zustimmung des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB).

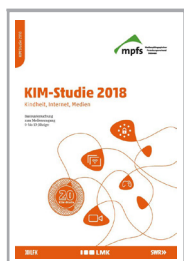
Zum Autor

Dr. Anselm Hager ist Politikwissenschaftler und Juniorprofessor für Politische Ökonomie an der Universität Konstanz.

Herbsttagung der DGS-Sektion Familiensoziologie 25 Jahre ifb Bamberg

Die Herbsttagung der Sektion Familiensoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie findet im Oktober 2019 an der Universität Bamberg statt. Themen der Sessionen sind Familie und Wohlergehen, Work-Life-Balance, Familie im Lebenslauf, Arbeitsteilung in der Familie sowie normative Aspekte des Familienlebens. Im Rahmen der Tagung findet ein Festakt anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Staatsinstituts für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) statt. Das interdisziplinäre ifb untersucht seit Jahren die Bedürfnisse von Familien, wie Familienleben gestaltet wird und wie sich familiäre Lebensweisen verändern.

Termin: 10./11. Oktober 2019
Ort: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, An der Universität 2, 96047 Bamberg
Information: www.ifb.bayern.de – kostenfrei, Anmeldung bis 13. September 2019 erforderlich



Jedes dritte Kind nutzt täglich WhatsApp Deutsche Studie zum Medienumgang Sechs- bis 13-Jähriger

Das Senden von WhatsApp-Nachrichten ist eine der meistgenannten Beschäftigungen der Sechs- bis 13-Jährigen, denn ein Drittel der Kinder nutzt diesen Messenger jeden oder fast jeden Tag. Suchmaschinen und YouTube werden mindestens einmal pro Woche genutzt. Die stärkste Säule im Medienalltag der Kinder ist aber immer noch das Fernsehen. Das zeigt die repräsentative KIM-Studie (Kindheit, Internet, Medien) 2018 des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest. Sie bildet das Medienverhalten Sechs- bis 13-Jähriger in Deutschland ab, indem 1.200 Kinder und ihre Haupterzieher/innen zum Mediennutzungsverhalten befragt wurden.

Publikation: Feierabend, Sabine; Rathgeb, Thomas; Reutter, Theresa (2019): KIM-Studie 2018. Kindheit, Internet, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
Download: www.mpfs.de/studien/kim-studie/2018



Normalität(en), Herausforderungen und Risiken Fachtagung zur sexuellen Entwicklung

Bei dieser eintägigen Fachtagung wird in drei Vorträgen und acht Workshops die psychosexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ebenso beleuchtet wie sexualpädagogische Konzepte und kulturelle Aspekte der Sexualität. Zudem werden die Handlungsmöglichkeiten für zahlreiche in diesem Zusammenhang geforderte Berufsgruppen wie Sozialpädagog/innen, Sozialarbeiter/innen, Psycholog/innen, Lehrer/innen, Hort- und Kindergartenpädagog/innen, Mitarbeiter/innen von Kinderschützgruppen und anderen Helfer/innen in den Blick genommen.

Termin: 14. Oktober 2019
Ort: Don Bosco Haus, St. Veit-Gasse 25, 1130 Wien
Information: www.die-moewe.at/de/FachtagungWien – kostenpflichtig
Anmeldung bis 30. September 2019 erforderlich

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oifac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungsweise@oifac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Mag. Rudolf K. Schipfer, Irmgard Lercher Barton
Fotos und Abbildungen: Sylvia Wasthuber-Haas (S. 1) | Andreas Baierl (S. 5) | DGS, Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, die möwe (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramtes über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.
Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) MedienG:
Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.